

Kleines Feuilleton.

Eine Bärenjagd fand in der Sonntag nacht in den Straßen von Halle a. S. statt. Mächtige Spaziergänger haben einen großen braunen Bären in der Gegend von Bad Wittenberg durch die Straßen getrieben. Da das Tier ohne Maulkorb war und eine Kette nachschleifte, traten beherzte Männer hinzu, ergreifen die Kette und versuchten, das Tier, von dem sie glaubten, es wäre aus dem in der Nähe befindlichen Zoologischen Garten entflohen, wieder dorthin zu führen. Zunächst ging „Meister Bär“ gutwillig mit; als ihm aber zugemutet wurde, eine Treppe hinaufsteigen, wurde er mißmutig. Schläge, die er erhielt, brachten ihn in Wut, und nun mußten seine Führer allgütig die Flucht ergreifen. Auch gegen Wärter des Zoologischen Gartens nahm das Tier sofort eine drohende Haltung ein, so daß nichts anderes übrig blieb, als auf es zu schießen. Mit zwei Schüssen wurde ihm der Garaus gemacht. Wie hernach der Direktor des Zoologischen Gartens feststellte, ist der Bär, nachdem man ihn von einem herumziehenden Zigeuner gekauft hatte, kurze Zeit im Zoologischen Garten gewesen; zehn Tage zuvor aber war er in den Besitz eines montenegrinischen Bärenführers übergegangen. Die Behandlung muß ihm jedoch nicht gepaßt haben, und so war er denn entflohen und hatte wieder in den Zoologischen Garten zu kommen versucht, ohne zu ahnen, welcher traurigen Geschick ihn treffen sollte.

Das Wörtchen „von“ ist Gegenstand einer Fehde zwischen dem Heraldiker und dem Kaufmann Felix v. Sarnowski in Berlin. Nachdem v. S. jahrelang das Adelsprädikat geführt, trat im August vorigen Jahres das Heraldikeramt mit der Behauptung an ihn heran, daß sein Großvater unehelicher Abstammung gewesen sei, und er deshalb das Adelsprädikat nicht führen dürfe. v. S. wies darauf in einer Beschwerde an den Hausminister durch Urkunden nach, daß der vom Heraldikeramt bezeichnete gar nicht sein Großvater gewesen sei, sondern ein Lehrer seines Namens, der ehelich geboren worden ist. Nun behauptet das Heraldikeramt, daß die Benutzung des Adelsprädikats in diesem Falle aus dem Grunde unzulässig sei, weil der Vater des Beschwerdeführers es nicht regelmäßig geführt und seine Kinder zum Teil ohne dieses Prädikat habe taufen lassen. Da v. S. aber nach wie vor seinem Namen das Wörtchen „von“ voranstellte, erhielt er ein Strafmandat in Höhe von 30 M. wegen unbefugter Führung des Adelsprädikates. Er beantragte richterliche Entscheidung. Vor dem Schöffengericht führte Justizrat

Leopold Meyer entgegen der Ansicht des Heraldikers aus: Die Berechtigung zur Führung des Adelsprädikates werde nicht dadurch veräußert, daß der Führende entweder selbst oder seine Vorfahren, durch irgend welche Umstände veranlaßt, einige Zeit den Adelstitel abgelegt haben. So sei es ja bekannt, daß während der großen Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich zahlreiche Adelige den Adelstitel abgelegt und später wieder angenommen haben. In Baden befinden sich zahlreiche Schweizer, die in der Schweiz Jahre hindurch den früheren Adelstitel nicht mehr geführt haben und sich diesen nach ihrer Einwanderung in Baden unbeanspruchend wieder zulegen durften. Im vorliegenden Falle habe der Vater und der Großvater des v. S. — wie urkundlich nachweisbar — Jahrzehnte hindurch sich des Adelsprädikates bedient, und auch v. S. führte es volle 42 Jahre. Wenn einzelne Mitglieder der Familie ohne Adelsprädikat getauft worden, so komme dies daher, daß die Anmeldungen der Kinder bei den polnischen Pfarrern erfolgten, die dem Gebrauch der polnischen Sprache gemäß das Adelsprädikat nicht besonders vermerkten. Der Verteidiger beantragte nach alledem die Freisprechung des Angeklagten. — Der Gerichtshof kam aus dem Grunde zu einem Freispruch, weil der Angeklagte auf alle Fälle in gutem Glauben sich des Adelsprädikates bedient hatte.

Gingel-gängel. Das „Vogelblatt“ berichtet aus Schlettstadt: Eine Abwechslung zu dem schönen Rheinweinlieb von Emil Nittershaus, wonach die Gloden in guten Weinorten „vinum bonum“, in schlechten Weinbergen dagegen „Koppel Rappell“ klingen, kennt man in der dortigen Gegend. Freilich ist es nicht die frische Laune der Rheingaubewohner, sondern mehr soziale Satire, die da befragt, in Schlettstadt läuten die Gloden beim Lobe reicher Leute „argenti complant! argenti complant!“, während bei armen Schledern die Glöcklein sich mit einem „Gingel-gängel — gingel-gängel — if ne pope pas! gingel-gängel“ begnügen.

Einer, der seinen Orden wollte. Wenn in unserer Titel- und ordensreichen Zeit ein Mensch sich gegen die Verleihung von Titeln und Orden wie gegen ein Verhängnis mit allen Kräften sträubt, so zählt das mindestens zu den Seltenheiten. Ich kannte — so erzählt man der „Berl. Volksztg.“ — einen deutschen Lehrer in Russland, der sich mehr denn 30 Jahre im Kampfe gegen Titel und Orden befunden hat, die ihm die russische Regierung auferlegte. Der Mann war Anfang der sechziger Jahre aus dem Polenschen durch Vermittelung der preussischen Regierung nach Russland gekommen, um dort eine

deutsche Klasse der sog. Wohlthätigkeitsanstalten der Kaiserin Maria zu leiten. Er wurde in die gehobene Rangklasse als „Kollisionssekretär“ eingeschrieben und konnte nun nach menschlicher Berechnung dem Wohlwollen der Regierung nicht mehr entgehen, die den Gerechten und Ungerechten unter ihren Beamten in gewissen Zwischenräumen einen Orden anhängt oder ihnen eine Ranghöhung zuteil werden läßt, mit der eine Erhöhung des Gehaltes leider durchaus nicht verbunden ist. Das Geschick sollte den Lehrer G. zuerst in Gestalt eines Ordens heimsuchen. Aber G. ging mutig zu seinem Vorgesetzten und erklärte ihm, von dem Orden keinen Gebrauch machen zu können und die dafür zu erlegende Summe nicht zahlen zu wollen. Der Herr Vorgesetzte war nicht wenig darüber erstaunt, aber er war dem tüchtigen Lehrer sehr freundlich gesinnt und ordnete die Sache nach seinem Wunsch. Als nach ein paar Jahren der Titel fällig war, wurde die Angelegenheit auch ins Gleise gebracht. So ging das über 30 Jahre. Da starb der Vorgesetzte, und der Lehrer G. kam um seine Pensionierung ein. Er wurde in das Ministerium geladen, und dort teilte ihm der Dezent mit, daß seiner Pensionierung nichts im Wege stehe, er schulde aber der Regierung für Orden noch 82 Rubel, die ihm gestundet seien, und die er jetzt unbedingt bezahlen müsse. G. war wie aus den Wolken gefallen, aber es half ihm kein Widerspruch; er mußte zahlen, wollte er seine Pension nicht gefährden. Dafür erhielt er eine Quittung ausgestellt auf den Herren „Fofrat G.“ — soweit war er mittlerweile gestiegen. Aber er hat seine Orden nie getragen und seine Titel nie geführt.

bewährteste Nahrung für Kufelke's Kinder-mehl gesunde u. magen-darmkranke Kinder.

Schwächliche in der Entwicklung oder beim Verfall zurückbleibende Kinder, sowie Un- arm, sich mafführende und nervöse überarbeitete, leicht erregbare, frühzeitig erschöpfte Erwachsene gebrauchen als Nahrungsmittel mit großem Erfolg Dr. Komme's Haematogen. Der Appetit erwacht, die geistigen und körperlichen Kräfte werden rasch gehoben, das Gesamt-Nervensystem gekräftigt. Man verlange jedoch ausdrücklich das echte „Dr. Komme's“ Haematogen und lasse sich keine der vielen Nachahmungen antreiben.

Saponia

Vorzügliches Putz- u. Scheuermittel zur raschen Beseitigung von Schmutz und Fett.

SAPONIA-WERKE · OFFENBACH a/M.

SAPONIA reinigt alle Metalle (mit Ausnahme von Gold und Silber) ohne sie anzugreifen, ferner Porzellan, Holz, Emailgeschirr, Marmor, Badewannen, Kacheln etc. Unentbehrlich für Hotels, Cafés, Restaurants, Läden, Küche u. Haus.

Bessere Bowlenweine

à 75 und 95 Pf. exkl. Glas,
vorzügl. Apfelwein à 30 Pf. exkl. Glas.

Eduard Böhm, Adolfstrasse 7.

Bahnhof

Restaurant u. Café.
Schönster Ausflugsort am Platze.
Möblierte Zimmer und Pension
empfehlen
W. Hammer, Besitzer.

Telephon No. 43.

Künstl. Zähne

von 5 Mk an, Kronen- u. Brückenarbeiten,
Plomben etc.
Coolante Zahlungsbedingungen.

New-York-Dental-Office.

Gr. Bargstr. 13 I. Telephon 1936.
8853

Tolstollin,

beste Schuherème,

erhältlich in allen Geschäften

Koffer und Lederwaren

kaufen Sie gut und billig

Nur Marktstraße 22, 1.

Rein Laden. 1089 Telephon 1894

Kaiser Adolf, Sonnenberg.

Neue Asphalt-Regelbahn

einige Tage der Woche frei.

Germania-Bier Glas 12 Pfg.

Möbel- u. Bettenverkauf.

Große Auswahl. — Billige Preise. — Teilzahlung.
Eigene Tapezierwerkstätte.

H. Leicher Wwe., Adelheidsstraße 46.

Die dicksten Männer Wiesbadens

u. Jungen kaufen ihre Haus- u. Straßen-Lüfter-Sacco's in jed. Farbe u. Größe (Gelegenheits-kauf), früherer Preis M. 9-12, jetzt 4.50, 5.50, 6.50, eine Partie Arbeiter-Joppen M. 1.50, ein Vollen formenteller Herren-Anzüge, sowie einzelne Bauchhosen in allen Größen werden zu jedem annehmbaren Preise, so lange Vorrat reicht, verkauft.

(Allerseite) 30, 1. St. Schwalbacherstr. 30, 1. St. (Allerseite).

Verloren!

Ge. Herren-Schmied v. Bar- tene über Kaiser-Friedrich-Platz durch die Stadt nach Hofstraße, gegen Bel. Hofstraße 27, Baden. 40 0

Schreib-
Maschinen

aller erstklassigen Systeme empfiehlt

Hermann Bein,

Generalvertreter

der „Kanzler“, „Pittsburg-Visible“, „Smith-Premier“ mit dreifarbigem Band „Hammond“.

Interessenten werden zur Besichtigung dieser hervorragenden Maschinen höflich eingeladen. Auch werden die einzelnen Systeme auf Verlangen gerne einige Tage zur Probe überlassen. Auf Wunsch Teilzahlungen.

Anfertigung maschinenschriftlicher Arbeiten und Vervielfältigungen.

Maschinen-Vermietung. Lieferung aller Zubehöre.

Unterricht.

Rheinstrasse 103, I. Stock.

Telefon 3080. 728

Lehr-Institut für Damen-Schneiderei.

Unterricht im Nähen, Musterzeichnen, Zuschneiden und Anfertigen von Damen- und Kinderkleidern wird gründlich und sorgfältig erteilt. Die Damen fertigen ihre eigenen Costüme an, welche bei einiger Aufmerksamkeit tadellos werden. Sehr leichte Methode. Die besten Erfolge können durch zahlreiche Schülerinnen nachgewiesen werden.

Nähere Auskunft von 9-12 und von 3-6 Uhr.

Prospecte gratis und franko.

Anmeldungen nimmt entgegen

Marie Wehrbein, Friedrichstr. 36,

Gartenhaus I. Stock, im Hause des Herrn R. S. 14

Rheinisch-Westf.

Handels- und Schreib-Lehranstalt.

38 Rheinstrasse 38.

Unterrichts-Institut für Damen und Herren.

Buchführung, Rechnen,
Handelskorrespondenz,
Stenographie,
Maschinen-
und Schönschreiben.

Tag- und Abendkurse, 1460

Prospecte kostenfrei.

Gesetzlich geschützt. **„Posenda“** Gesetzlich geschützt.

Toilettepulver

weltberühmt durch den herrlichen Blütenduft, conservierenden und antiseptischen Eigenschaften. POSEDA ist das anerkannt beste Toilettepulver. POSEDA wird von höchsten Herrschaften gebraucht. POSEDA benutzen gefeierte Pariser, Londoner und Wiener Schönheiten.

POSEDA wird in den Familien allgemein gebraucht. POSEDA macht das Wasser sehr weich. POSEDA ist glänzend begutachtet. POSEDA ist wunderbar in Wirkung und Geruch. POSEDA schafft und erhält Schönheit und Jugend. POSEDA erfrischt den gesamten Organismus des Körpers. POSEDA verhindert Sommersprossen, gelbe Flecken, Rötze, Pickel und Mitesser.

POSEDA verleiht dem Teint Reinheit und aristokr. Aussehen. POSEDA ist auf allen beschickten Ausstellungen preisgekrönt. POSEDA kostet ein Original-Pack 25 Pfennige.

Mit Posenda ist das Problem der vollkommen hygienischen Haut- und Teintpflege endgültig gelöst. Erhältlich in Apotheken, besseren Drogerien und Parfümerien.

2836

Chemische Fabrik „POSEDA“, G. m. b. H., Posen O. 434.

Herren-Anzüge

kaufen Sie gut und billig nur
Neuauße 22, 1. Etage.

2147



Nr. 145.

Dienstag, den 26. Juni 1906.

21. Jahrgang

Senta Wolfsburg.

Roman von Elisabeth Borchardt.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Fräulein von Rupert trat untersehens in ihr Zimmer, gefolgt von Gottlieb, der zwei Kartons trug.

Es wären die weißen Kleider, die der Herr Graf zur Anprobe aus der Hauptstadt habe kommen lassen.

Senta war zuerst ganz sprachlos vor Staunen, dann ließ sie sich aber freudestrahelnd vor der inzwischen herbeigerufenen Brigitte die Kleider anprobieren. Zwei Kleider könne sie wählen, hatte ihr Fräulein von Rupert gesagt, ehe sie hinausging und Senta mit der Alten allein ließ.

Und Senta probierte mit Lust und Freude an. Sie war noch zu sehr Kind und auch Weib genug, um sich an den schönen Kleidern zu erfreuen.

Sie wählte die beiden einfachsten, die ihr tabellos saßen, und behielt das eine sogleich zur Mittagstafel an. Sie wußte, daß der Oheim einen Dank für solche Dinge nicht liebte; die wären selbstverständlich, und sie möge sich den Dank sparen, hatte er ihr bei ähnlicher Gelegenheit geantwortet. Aber sie meinte, ihm ihren Dank zu beweisen, wenn sie das neue Kleid sofort trug.

Fräulein von Rupert machte ein erstaunt mißbilligendes Gesicht, als Senta in ihrem neuen weißen Staat zur Tür des Eßzimmers hereintrat, doch über Graf Maximilians Gesicht flog ein warmer Schein. Vielleicht war es auch nur ein Sonnenstrahl, der sich vorwiegend über sein Gesicht gestohlen hatte.

Senta sah strahlend lieblich aus, wozu nicht allein das weiße Kleid, sondern auch die geröteten Wangen und glänzenden Augen beitrugen.

Am Nachmittage ging sie zu Ruth, um sich in ihrem neuen Staate zu zeigen.

Ruth schlug die Hände über den Kopf zusammen.

„Senta, wie schön bist du!“

„Kleider machen also wirklich Leute“, scherzte Senta und umschlang die Freundin zärtlich.

„Nein, Liebstes, du warst auch in deinem schwarzen Kleide schön — heute aber hast du etwas Stolz — Königliches“ —

„Närrchen, das du bist!“ lachte Senta auf. „Schade, daß du nicht schon den Thron für mich in Bereitschaft hast.“

Nach einer Weile gesellte sich Pastor Johannes wie von ungefähr zu den jungen Mädchen in dem Garten. Er sagte nichts über die äußere Veränderung Sentas. Dem Gottzmann waren solche Außendinge wohl auch zu nichtig. Nur seine Augen ruhten mit ganz eigenem Glanz auf Senta.

Er beteiligte sich an der Unterhaltung der beiden Freundinnen und lachte und scherzte mit ihnen. Niemand konnte sehen, was in seinem Innern vorging, niemand, kaum er selbst, wagte sich die tiefsten Spalten seiner unruhigen Seele zu schauen.

Was hatte ihn der Ruhe und des Gleichmuts beraubt, was hatte ihm Zweifel und Bangen in sein bisher von Gottvertrauen erfülltes Gemüt und Herz gepflanzt? —

„Was hast du, Johannes, mein Junge — was verbirgst du vor mir?“ so fragte der alte Pastor nachher seinen Sohn.

„Nichts, Vater!“ hatte Johannes lächelnd gerufen, aber er war dabei errötet, als hätte man ihn bei einer Sünde ertappt.

„Komm zu deinem Vater, ehe es zu spät ist.“

Wieder hatte er gelächelt und abweisend mit dem Kopf geschüttelt.

Darauf war er zur Metter gegangen, die draußen im Gemüsegarten die ersten jungen Bohnen pflügte.

„Laß mich dir helfen, Mutter.“

„Du, Johannes?“ fragte die hübsche, rundliche Frau Pastor verwundert.

„Ja — ich — sehne mich nach körperlicher Arbeit.“

„Hast recht, mein Junge, das ewige Studieren macht dich blaß. Komm, du kannst mir das kleine Stück Land hinter den Erbsen umgraben. Der Kutscher und die Magd sind auf dem Felde, und ich brauche das Land für die jungen Kohlpflanzen.“

Und Johannes grub im Schweiße seines Angesichts und begrub Gedanken und Wünsche tief unter die rollenden Erdschollen.

Behntes Kapitel.

Der 25. Juni, Sentas siebzehnter Geburtstag, war angebrochen.

Ein tiefblauer Himmel wölbte sich über der Erde, die sich in ihrer Farbenpracht extra für diesen Tag geschmückt zu haben schien. Die Vögel sangen und schmetterten in den Zweigen der Parkbäume ihr Morgenlied, und die leuchtende Sonne stahl sich als erste Gratulantin durch die Vorhänge des Fensters auf Sentas Bett.

Mit offenen, tränennassen Augen lag sie in ihren Kissen, und ihre Gedanken weilten bei den verstorbenen Lieben. Der erste Geburtstag ohne den heißgeliebten Vater! Wie hatte er sie an diesem Tage stets mit doppelter Liebe überschüttet!

Und heute? Wer würde ihn hier beachten, wer danach fragen, ja, wer wußte überhaupt darum außer ihrer alten, treuen Brigitte?

Die Tür wurde vorsichtig geöffnet, und die Haube Brigittens lugte durch die Türspalte.

„Brigitte!“

Wie ein Schluchzen klang es.

„Sentchen — mein Liebling — schon wach?“

Mit eiligen Schritten trippelte sie auf das Bett zu, schlang ohne Strupel ihre Arme um deren Hals und küßte sie. Worte von Glück und Segen kamen dabei über ihre Lippen.

Senta dankte der treuen, alten Seele, während die Tränen ihr die Wangen herabließen.

„Nun schnell auf, mein Herzenskind“, rief die Alte, „ich werde dir helfen, daß du schnell fertig wirst. Der Herr Graf ritt heute schon sehr früh in die Felder und wird bald wieder hier sein. Dann müssen wir, das heißt du, schon im Eßzimmer sein.“

Senta trocknete ihre Tränen und beeilte sich mit dem Anziehen. Auf das Geschwätz der Alten achtete sie kaum. Ihr war es todesstaurig zu Mut.

Endlich war sie fix und fertig und ging, wie sie es gewohnt war, hinunter ins Wohnzimmer, um mit Fräulein von Rupert zusammen das Frühstück einzunehmen.

Als sie das Zimmer betrat, war sie sehr erstaunt, den Rhein neben der Hausdame vorzufinden, denn er beteiligte sich sonst niemals an dem ersten Frühstück.

Bei ihrem Eintritt stand er auf und ging ihr entgegen.

„Ich wünsche dir viel Glück zu deinem heutigen Geburtstag, mein Kind.“

„Du — weißt?“ fragte sie staunend.

„Aber natürlich“, er lächelte und hielt ihre Hand noch eine Weile fest, „ich bin doch im Besitz deines Tauf- und Konfirmationscheines!“

„Ach so — ja richtig — ich danke dir für deinen Glückwunsch, Onkel Maximilian.“

„Und auch ich möchte Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche aussprechen, liebe Komtesse.“

Mit süßlich lächelnder Miene trat Fräulein von Rupert hinter dem Grafen, der ihr sofort Platz machte, hervor und legte einen Strauß in Sentas Hände.

Senta dankte auch hier, halb mechanisch. Es kam ihr so überraschend, daß man Notiz von diesem Tage nahm.

Darauf setzte man sich an den Frühstückstisch, der mit köstlichen Rosensträußen geschmückt war, Graf Maximilian nahm am Frühstück teil; er sprach nicht viel, sondern trank schnell seinen Kaffee und stand auf.

„Gottlieb, führe die Komtesse in ihr Zimmer.“

„Zu dienen, Herr Graf.“

Ganz verdußt sah Senta von dem Onkel zu dem schmunzelnden alten Diener, der die Herrschaften bei der Frühstückstafel bedient hatte. Aber ehe sie noch eine Frage tun konnte, hatte Graf Maximilian sich mit kurzem Gruß von ihr verabschiedet und Fräulein von Rupert gebeten, ihm zu einer Besprechung in den kleinen Nebensalon zu folgen.

Nun stand Senta dem alten Gottlieb allein gegenüber.

„Nun sagen Sie mir um alles in der Welt, Gottlieb, was soll denn das heißen? Ich habe doch mein Lebtag nicht in mein Zimmer geführt zu werden brauchen. Nein, nein, lassen Sie nur — ich finde es schon allein.“

„Halten Sie Gnaden, Komteschen“ — der alte Gottlieb gestattete sich, wenn er vor ungerufenen Ohren sicher zu sein glaubte, diese Anekdote. Er hatte die junge, frische und leutselige Komtesse so lieb gewonnen wie dereinst deren Vater, den er noch auf den Armen getragen hatte — „der Herr Graf haben es nun einmal befohlen, und Komteschen wissen, daß es dagegen keine Auflehnung gibt.“

Ueber Sentas Wangen huschte ein flüchtiges Rot, aber sie lachte auf und machte eine komische Verbeugung nach dem Alten hin.

„Nun, so haben Sie die Gewohnheit, mich zu führen, Gottlieb.“

Der Diener zögerte eine Sekunde:

„Komteschen hatten versprochen, du zu mir zu sagen.“

„Ach, du närrischer Mensch du, — du“ —

Sie hatte ihre Hand auf seinen Arm gelegt, und ehe sie es verhindern konnte, hatte der Diener dieselbe ergriffen und an seine Lippen gepreßt.

„So, Komteschen — nun bitte.“

Er riß die Flügeltüren auf, wie vor einer Fürstin, und folgte der Voranschreitenden.

„Nicht hier, Komteschen — bitte links — links.“

„Na, aber höre einmal, Gottlieb — ich weiß doch, daß mein Zimmer rechts liegt. Du bist mir ein netter Führer“, scherzte sie.

Gottlieb schnitt ein erzdummes, verblüfftes Gesicht.

„Wirklich, Komteschen haben recht, und ich bin ein alter — pardon, wollte sagen — nun folgen mir Komteschen dieses eine Mal links — ja, bitte — heute an Ihrem Geburtstag schlagen Sie dem Alten nichts ab, gelt?“

„Aber, Gottlieb, natürlich nicht, ich weiß nur nicht, du bist heute so sonderbar.“

„Meinen wohl, dem Alten rappelt's im Oberstübchen?“

Ueber sein glattrasiertes Gesicht flog es beständig wie Wetterleuchten, und während er an Sentas Seite ging, rieb er sich vergnügt und verschmigt die Hände, wie ein toller Bube, der einen Streich ausgeheckt hat.

Plötzlich blieb er stehen und öffnete eine Tür.

„So, Komteschen, nun treten Sie ein.“

Senta machte einen Schritt und blieb auf der Schwelle stehen wie angewurzelt. Ihre Augen öffneten sich weit, ihr Herz setzte seinen Schlag aus.

Was war denn geschehen? War der alte Gottlieb ein Zauberer, oder träumte sie? Das Zimmer, auf dessen Schwelle sie stand, war ja das alte, vertraute von daheim, des Vaters

Zimmer, das zugleich das ihrige gewesen war. Das waren die alten, lieben Möbel, des Vaters Schreibtisch, ihr kleines Nähtischchen daneben, und an der anderen Wand das bequeme Sofa mit dem edigen Tisch davor, in dem Erker der Tricht mit dem Sessel, darauf einst der Vater zu sitzen pflegte, wenn sie selbst ihm geradeüber saß.

Auf diesem Stuhl saß auch jetzt jemand.

„Mein Gott, Brigitte, Brigitte!“

Mit diesem Aufschrei löste sich der anfängliche Bann, und Senta stürzte in das Zimmer auf die im Erker sitzende Brigitte zu. Sie kniete vor ihr nieder und barg aufschluchzend den Kopf in dem Schoß der alten Wärterin.

Leise und diskret zog Gottlieb die Tür zu und ging seinen Geschäften nach. Mit dem Rockärmel wischte er sich etwas Nasen aus den alten Augen.

„Der Schmerzensausbruch des lieben Kindes ist ja nur Freude“, tröstete er sich selbst.

Einige Minuten lag Senta, von teuren Erinnerungen überwältigt, in Brigittens Schoß, deren Hand liebevoll über ihr Haar strich, dann sprang sie auf.

„Brigitte, erkläre mir: bin ich denn wirklich daheim, oder ist alles nur ein Traum?“

„Mein Liebling, der Herr Graf haben die Möbel heimlich hergeschaffen lassen.“

„Und er sagte mir, sie seien verkauft, als ich ihn neulich darnach fragte.“

Brigitte lächelte seltsam. „Er wird es dir nicht haben verraten wollen.“

„Aber du, Brigitte, wußtest darum?“

„Ja, ich habe alles anordnen, habe sagen müssen, wie alles gestanden hat, damit es auch wie zu Hause aussehe.“

„Ach — — und — — du hast so lange schweigen können?“

„Um dir die Überraschung und Freude nicht zu verderben. Und nun freue dich, mein Herzblatt, freue dich.“

Und Senta freute sich wie ein Kind, das man überreich beschenkt hat. Von Gegenstand zu Gegenstand ging sie und strich liebevoll mit ihrer feinen, schmalen Kinderhand darüber hin. Kein Stück blieb unbeachtet.

Und dann quoll ein heißer Dank für den Geber in ihr auf.

„Ich will hinuntergehen und Onkel Maximilian danken“, sagte sie zu Brigitte.

„Nicht so, mein Engschin, gehe.“

„Wo ist denn der Gottlieb geblieben?“

Sie sah sich suchend im Zimmer um, sie hatte ihn über ihrer Freude ganz vergessen. Doch Gottlieb war fort.

„Der alte Heuchler!“

Sie lachte glücklich und schickte sich an, hinunter zu gehen. Zunächst suchte sie nach Gottlieb in allen Räumen, bis sie ihn endlich im Anrichtezimmer, mit Ruhen von Silberzeug beschäftigt fand.

„Gottlieb.“

Er hielt inne und blickte verlegen um.

„Komteschen befehlen?“

Sie drohte ihm mit dem Finger, aber in ihren Augen leuchtete es.

„Warte Gottlieb, du — Heuchler!“

„Komteschen!“

Sie aber haschte nach seiner Hand und drückte sie.

„Melde mich bei dem Herrn Grafen.“

„Der Herr Graf sind ausgeritten und kommen erst zu Mittag heim!“

„O!“ machte Senta enttäuscht. Der Gedanke, dem Ehemann in Gegenwart der Hausdame ihren Dank aussprechen zu müssen, bereitete ihr ein unbelagliches Gefühl. Aber es half nichts, sie mußte warten.

(Fortsetzung folgt.)

Tel. **Conrad H. Schiffer,**
3046. Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Dr. med. Assmann, praktischer Arzt
Spezialbehandlung von Keuchhusten.

Fischtorplatz 13. HAINZ, Fischtorplatz 13.

Sprechstunden: An Wochentagen von 10—12 Uhr, 2½—4 Uhr.

An Sonntagen von 9—11 Uhr.

223

Haut- u. Geschlechtsleiden,
Blasen- u. Nierentränke, Schwächezuständen, Nervosität,
Ausschläge, offene alte Beinschwürre, selbst hartnäckige
Fälle, behandelt diskret **H. Florack, Mainz, Alleeplatz 2,**
Ede Vingerstr., nahe Bahnhof. 2544

Denkspruch.

Habe immer etwas Gutes im Sinn, und halte dich zu gut,
etwas Böses zu tun.

M. Claudius.

Das Unbekannte.

Nach dem Englischen von F. Helm.

(Nachdruck verboten)

Vor einigen Jahren machte ich eine Studienreise durch die Normandie. Ich durchstreifte sie kreuz und quer und schlief nachts in dem ersten besten Krüge, den ich auf meinem Wege fand.

Zu meinem Aerger wurde ich durch anhaltendes Regenwetter eine ganze Woche in einem kleinen Gasthose in der Nähe von Alençon festgehalten. Ich langweilte mich dort entsehrlich und war sehr erfreut, als ich nach einigen Tagen einen Hausgenossen bekam.

Es war ein junger Seemann, der alle Meere durchschiffte hatte und lebhaft und interessant davon zu erzählen wußte. Ich erinnere mich nicht mehr, welchen Grund er für seinen Aufenthalt angab, aber so viel ist gewiß, daß ich mir keine bessere Gesellschaft wünschen konnte. Die Bauern und Pächter der Umgegend waren geradezu bezaubert von ihm und mit offenem Munde und vor Erstaunen und Bewunderung starren Augen lauschten sie den Erzählungen seiner Abenteuer.

Wir saßen eines Abends wie gewöhnlich in der Schenke und der Seemann schilderte gerade einen blutigen Kampf mit chinesischen Piraten im gelben Meere, als plötzlich ein Fremder eintrat. Er war einer der Männer, deren Erscheinen stets ein augenblickliches Schweigen hervorruft. Ein etwas abgetragener Diplomatensack umschloß seine hohe schlanke Figur, die einen Kopf mit einem bleichen markierten Gesicht trug. Er setzte sich ruhig nieder und bestellte ein warmes Getränk. Anfangs warfen die Bauern, die sich anscheinend durch sein Aeußeres abgestoßen fühlten, scheue Blicke auf ihn. Mein Freund, der Seemann, aber schien ihnen zeigen zu wollen, daß er sich nicht imponieren ließ und redete den Fremden an. Dieser antwortete mit einer Zuversichtlichkeit, die deutlich zeigte, daß er nichts dagegen hätte, sich der übrigen Gesellschaft anzuschließen. Nach fünf Minuten sprach er ebensoviel wie der Seemann und nach zehn Minuten führte er die ganze Unterhaltung.

Es ärgerte den Seemann, sich plötzlich betheiligert zu sehen. Er machte mehrere Versuche, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen, aber es war vergebens. Der Fremde war im Besitz einer noch größeren oratorischen Gabe.

Im Laufe des Gespräches äußerte ein alter Pächter seine Sorge über die schlechten Ernteausichten.

„Habt Ihr denn schon alle Mittel versucht, um einer schlechten Ernte vorzubeugen?“ fragte der Fremde.

„Ich habe alle Rathschläge des landwirtschaftlichen Kalenders befolgt,“ lautete die Antwort.

„Und glaubt Ihr nicht, daß es noch andern Rath gibt?“ fragte der Fremde, während ein spöttisches Lächeln sein Gesicht übersog.

„Ich weiß wenigstens keinen,“ sagte der Pächter.

„Habt Ihr noch nie von Mitteln gehört, über die der unwissende Bauer gewöhnlich lacht und sie für Humbug erklärt, aber die er sich wegen ihrer Mystik doch zu benutzen fürchtet?“

„Sie meinen mit anderen Worten übernatürliche Mittel,“ fiel der junge Seemann ein.

„Ja,“ lautete die ruhige Antwort des Fremden.

„Sie gehören also zu der Klasse Menschen, die trotz der Wissenschaft und aller gesunden Vernunft an Spuk, Geisterbotschaften und dergleichen Kinderstudenmärchen glauben?“

Wieder übersog ein höhnisches Lächeln das Gesicht des Fremden.

„Ja,“ antwortete er langsam und würdevoll, „ich gehöre zu der Klasse Menschen, die nicht trotz der Wissenschaft und aller gesunden Vernunft, sondern gerade auf der Grundlage sorgfältiger, wissenschaftlicher Studien und Reasonnements auf das Eingreifen des Uebernatürlichen in das irdische Leben glauben.“

Der Seemann brach in ein lautes, herausforderndes Gelächter aus.

„Wer sind Sie und was ist Ihre Wissenschaft? Sie gibt es sicher nicht an einer der gelehrten Fakultäten.“ Ein Murmeln des Beifalls ertönte aus dem Kreise der Zuhörer.

Der Fremde sprang plötzlich auf und sah mit blühenden Augen im Kreise umher. Dann schlug er mit der Hand auf den Tisch und rief: „Narren! Blinde! Maultürse! Arme geknechtete Slavenseelen! Es ist dumm von mir, mich zu ärgern, wo ich Mitleid fühlen sollte. Hier wandert ihr eine Generation nach der andern hinter dem Pfluge her, während eure Seelen von der Finsternis von Jahrhunderten umhüllt sind. Und ihr, ihr wagt es, Männer zu verspotten, die Tage und Nächte, ja das Leben selbst opfern, um das größte Rätsel des Daseins zu lösen. Ihr lacht und spottet, wenn sie euch erzählen, daß es andere Welten gibt als diese, und daß tausende von Taten von dem großen Unbekannten ausgeführt werden, das eure Maultürseblinde nicht sehen. Ihr fragt, wer ich bin und was meine Wissenschaft ist! Ich bin Gaston Riville, Professor an der medizinischen Fakultät in Montpellier und Vorstand des französischen spiritistischen Vereins. Ich befinde mich jetzt auf dem Wege nach Paris, um den ersten großen internationalen Spiritistenkongreß zu eröffnen, einen Kongreß, der in den Annalen der Wissenschaft rot angestrichen werden wird.“

Ein kurzes Schweigen folgte, dann sagte der Seemann:

„Ihre Beredsamkeit ist ja sehr schön, aber sie überzeugt mich nicht. Sie sollten uns lieber einen Beweis geben.“

„Nichts soll mir lieber sein,“ antwortete Gaston Riville, „hier auf der Stelle will ich Sie, wenn Sie es wünschen, mit dem Unbekannten in Verbindung setzen.“

„Ich wette, Sie können mich nicht mit der Seele eines Verstorbenen auf eine solche Weise in Verbindung setzen, daß Sie nicht allein mich, sondern auch jeden der Anwesenden davon überzeugen. Ich mache jedoch eine Bedingung: Ich kenne verschiedene spiritistische Kräfte und fordere, daß Sie unter der Bewachung meiner Freunde hier bleiben, während ich in einem andern Zimmer allein mein Rendezvous mit dem hochgeehrten Unbekannten habe.“

Gaston Riville warf nachlässig eine Hand voll Goldstücke auf den Tisch.

„Ich bin damit einverstanden. Hier ist mein Einsatz.“

Der Seemann erröthete und sagte etwas verlegen:

„Ich bot Ihnen ja allerdings eine Wette an, aber wir Seelenleute verdienen ja keine Schätze.“ Er zog eine alte Börse aus der Tasche. „Sehen Sie, fünf Louisdor sind mein ganzes Hab und Gut — und auf dem Tische liegen mindestens zwanzig.“

„Ihre Freunde können ja den Rest zuschießen.“

Die normannischen Bauern sind wohl schwerfällig und langsam von Begriffen, aber sie sind sehr geschäftsschlau und habgierig. Der Seemann hatte seine Autorität wieder gewonnen, während Professor Riville jetzt in ihren Augen ein armer, halbverrückter Phantast war. Dies war jedenfalls eine günstige Gelegenheit, sich etwas auf seine Kosten zu bereichern. Fünf, sechs Bauern meldeten sich sofort als Teilnehmer der Wette. Die ganze große Summe wurde meiner Obhut übergeben und ich sollte sie dem Gewinner ausbezahlen.

Darauf schritt man zur Wahl des Zimmers. Eine kleine, dunkle Dachkammer wurde zum Schauplatz der Seance ausersehen.

Nun nahm Gaston Riville das Wort: „Bevor Sie in das Zimmer gehen, haben Sie weiter nichts zu tun, als mir den Namen des Verstorbenen zu nennen, den Sie zu sehen wünschen.“

Der Seemann, der jetzt, wo es ernst wurde, einen weniger zuversichtlichen Eindruck machte, sagte, er möchte gern seinen alten Kapitän Leon Bourge sehen, der vor fünf Jahren in der Bucht von Biscaya ertrunken wäre.

„Leon Bourge,“ wiederholte Gaston Riville, „sehr wohl. Gehen Sie ins Zimmer. Ich bin bereit.“

Der Seemann ging ins Zimmer, schloß aber gleich darauf den Kopf durch die halboffene Thür. Er war sehr blaß und sagte in affektiertem Tone:

„Haben Sie etwas dagegen, Herr Professor, wenn ich nicht mit hereinnehme? Ich möchte mir den alten Bourge doch etwas genauer ansehen.“

Er bekam das Lager und ging ins Zimmer zurück, dessen Tür sorgfältig hinter ihm verschlossen wurde. Gaston Neville kniete draußen vor der Tür. Wir anderen standen in erwartungsvollem Schwitzen um ihn herum. Zwei bis drei Minuten schloß der Professor seine Augen, öffnete sie dann wieder und legte den Kopf lauschend an die Tür. Fünf Minuten vergingen. Es geschah nichts. Wieder vergingen fünf Minuten. Gaston Neville lag noch immer mit dem Kopf an der Tür, einen starren, gespannten Ausdruck in seinem bleichen, markierten Gesicht. Einige von uns räusperten sich schon vor Ungebuld. Eine Viertelstunde war bereits vergangen. Nevilles Hände ballten sich krampfhaft — da plötzlich geschah etwas, das unser Blut erstarren und unsere Herzen laut hämmern machte. — Aus dem Zimmer ertönte ein Schrei, ein Schrei so voll von wahnsinnigem Entsetzen und Todesangst, wie ich ihn weder vorher noch nachher wieder gehört habe. Ein zweiter und dritter folgten.

Ich werde nie wieder den Ton dieser Schreie vergessen. Dann wurde im Zimmer an die Tür gehämmert, wir hörten den Laut eines Körpers, der sich dagegen warf und die Stimme des Seemanns, aus der die wilde Todesangst sprach. „O, mein Gott, öffne! öffne! O Gott!“ — Dann erfolgte ein schwerer Fall und alles wurde wieder totenstill. Einige Sekunden standen wir wie versteinert, dann stürzten wir nach der Tür, schlossen sie auf und drangen ins Zimmer. Es war stockfinster darin und ein merkwürdig brenzliger Geruch schlug uns entgegen. Als der Wirt mit der brennenden Lampe herbeikam, fanden wir den Seemann ohnmächtig auf dem Fußboden liegen. Mitten im Zimmer stand ein alter Tisch. Der Wirt wollte gerade die Lampe darauf setzen, fuhr aber mit einem Ausruf des Erstaunens zurück. Wir drängten uns alle an den Tisch. Auf seiner Platte war der Name „Leon Bourge“ eingebrannt.

Wir bemühten uns, den Seemann zum Bewußtsein zu bringen. Es währte lange, bis er wieder zu sich kam und für den Rest des Abends war er wie gelähmt vor Entsetzen. Gaston Neville hatte unzweifelhaft seine Wette gewonnen und ich überreichte ihm deshalb die große Geldsumme. Mit einer steifen Verbeugung wünschte er uns gute Nacht und am nächsten Morgen in aller Frühe verließ er den Krug. Einige Stunden später verabschiedete sich auch der Seemann von uns, der untröstlich über seinen Verlust war. Er ließ sich nicht dazu bewegen, uns etwas von den Schrecken der Nacht zu erzählen. Schon bei dem bloßen Gedanken daran wurde er beinahe ohnmächtig.

Am nächsten Morgen klärte sich das Wetter auf, und ich setzte meine Wanderung fort.

Vierzehn Tage später kam ich eines Abends spät in einem Gasthause an, welches ungefähr eine Meile von Le Havre entfernt ist. Ich war gerade im Begriff, in das Gastzimmer zu treten, als ich aus dessen Innern eine Stimme hörte, die mir bekannt vorkam. Ich blieb einen Augenblick stehen und lauschte. Dann erkannte ich die Stimme; sie gehörte Gaston Neville.

„Narren! Blinde! Maulwürfe! Arme, geknechtete Sklavenseelen!“ donnerte er los. „Es ist dumm von mir, mich zu ärgern, wo ich Mitleid fühlen sollte.“

Ich blickte ins Zimmer. — Da stand Gaston Neville und predigte einer gaffenden Zuhörerschar. Ihn gegenüber auf dem Sofa saß der Seemann und machte dieselben höhnischen und herausfordernden Bemerkungen, die zu dem unheimlichen Austritte vor vierzehn Tagen geführt hatten. Jetzt verstand ich den ganzen Zusammenhang. Ich hätte die Schwindler wohl auf der Stelle entlarven und sie verhaften lassen sollen, aber ich tat es nicht. Sie waren natürlich Gauner, aber ich wußte auch, daß im Gastzimmer eine Menge anscheinend ehrenhafter, braver Bürger saßen, die wie die Bauern bei Mençon glaubten, es mit einem armen, schwachköpfigen Phantasten zu tun zu haben, dessen Geld mit einigem Glück das ihrige werden könnte. — Ich machte mich ganz still aus dem Staube und gönnte ihnen von Herzen ihre bevorstehende Begegnung mit dem Unbekannten.



Warum Oberförster Bloß den Krieg verabschiedete.

„Krieg? — Krieg?“ rief der Oberförster Bloß eines Abends, als er am Stammtisch im Honoratiorenzimmer des Hotels „Zum goldenen Bären“ saß. „Krieg ist ein Fluch und eine Schmach! Der Krieg.“ — hier schlug er mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, „ist ein Greuel und ein Verbrechen! Er ist ein Schandfleck der Zivilisation! Schon das Wort Krieg.“ brüllte er, und schob in der Aufregung das Glas seines Nachbarn über den Tischrand hinweg, „schon allein das Wort „Krieg“ genügt, einen anständigen ruhigen Menschen so aus Rand und Band zu bringen, daß er hingehet und sich vor Ekel aufhängt!“

Nachdem er so sein Herz erleichtert hatte, stand er auf und verließ das Zimmer mit einem Gesicht, auf dem deutlich alle Zeichen der tiefsten seelischen Entrüstung ausgeprägt waren.

„Dem Herrn scheint die Sache ja sehr zu Herzen zu gehen,“ bemerkte ein fremder Geschäftsreisender, der den Ausbrüchen des Oberförsters mit Interesse zugehört hatte.

„Allerdings,“ bestätigte einer der heimischen Stammgäste.

„Er hat wahrscheinlich einen nahen Verwandten durch den Krieg verloren?“ erkundigte sich der Geschäftsreisende.

„Ja, das hat er,“ erwiderte in orakelhaftem Tone der Stammgast.

„Wen denn?“ fragte der Reisende weiter, „einen Bruder?“

„Nein, den ersten Mann seiner Frau,“ war die Antwort 18 heimischen Stammgasts.

Schlagende Antwort.

Ein englischer Soldat, der den Burenkrieg mitgemacht und auf den Schlachtfeldern Südafrikas tapfer gefochten hatte, suchte bei einem bekannten englischen General um eine Anstellung nach. Der Soldat hatte das Unglück gehabt, in einem Gefechte seine Nase zu verlieren. Als er sich dem General vorstellte, war dieser über das verstümmelte Gesicht so belustigt, daß er zum großen Aerger des Soldaten in ein lautes Gelächter ausbrach. Als er endlich seiner unangebrachten Heiterkeit Herr geworden war, fragte er:

„Sagen Sie mal, wo haben Sie denn eigentlich Ihre Nase verloren?“

„In derselben Schlacht, wo Sie Ihren Kopf verloren haben, Herr General,“ erwiderte der Soldat, drehte sich um und schritt stolz zur Tür hinaus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)